

# Wöchentliche Beilage zur Chorner Ostdeutschen Zeitung.

№ 41. 1895.

## Die graue Mauer.

Novelle von F. v. Kapff-Essenther.

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

„Es ist unerhört, wie Du es heute treibst,“ sagte ausweichend Frau Wertner zu ihrem Bruder. „Du bist ja doch nicht auf dem Pflasterboden! — Deine Nerven müssen wirklich sehr angegriffen sein, obwohl Du unempfindlich bist gegen Kinderlärm. Du beträgst Dich heute ganz sonderbar!“

„Ich betrage mich wie ein anständiger Mensch,“ antwortete Eugen entschieden, „das hat mit meinen Nerven nichts zu thun!“

Lucie fuhr heftig auf, es wurde ihr nachgerade zu viel. „Du hast keinen Grund, mir irgend welche Vorschriften zu machen, noch Dich für eine Person von nicht zweifelloser Stellung in's Zeug zu legen! Bist Du doch selbst nicht ganz zweifelsohne . . .“

Eine dunkle, flammende Röthe stieg auf dem Gesicht des jungen Mannes auf, seine Züge verzerrten sich und er hielt nur mit äußerster Anstrengung an sich.

„Kinder, laßt doch die alte Geschichte ruhen!“ beschwichtigte Wertner.

Aber Eugen war nicht geneigt, sich wie ein Kind besänftigen zu lassen. „Zum Henker,“ sagte er ingrimmig, „ich habe an dem Schädel Deines unvergleichlichen Charles ein Glas zerschlagen, das mir unsauber zu sein schien — was ist dabei?“

„Was ‚dabei‘ ist?“ wiederholte Frau Lucie giftig, „daß wir Deinetwegen die furchtbarsten Unannehmlichkeiten hatten. Der Mensch wollte Dich verklagen! Wir hatten alle Mühe, ihn zu beruhigen. Wenn es nicht gelungen wäre, Du wärest in eine schöne Geschichte gekommen.“

„Du beweist nur von Neuem, Lucie,“ sagte Eugen ruhiger, „daß man mit Frauen nicht streiten kann.“ Und mit kaltem Hochmuth fügte er hinzu: „Ich betrachte es als mein gutes Recht, einen Unverschämten zu züchtigen.“

„Sie irren, lieber Schwager,“ schob hier Wertner ein, „dies Recht steht nur der Behörde zu. Außerdem hatte sich Charles nicht einmal geirrt, das Glas war sauber.“

„Aber er machte ein unverschämtes

Gesicht,“ schrie Eugen. „Ueberhaupt, ihr hättet ihn fortschicken müssen, das wäret ihr mir schuldig! Seine freche Bisage ärgert mich, so oft ich herkomme, ich werde ihm noch einmal die Reitpeitsche zu kosten geben!“

„Ich bitte Dich, Eugen, bedenke, es ist ja mein Diener!“ rief Lucie empört. „Du bist wirklich ungezogen. Außerdem ist Charles für mich unentbehrlich, er ist so erfahren, so verläßlich. Uebrigens — hatte nicht auch Professor Weinberg eine Beleidigungsklage gegen Dich eingereicht? Er zog sie nur zurück, weil . . .“

„Sage mir nur, Lucie, was Du eigentlich willst! Professor Weinberg ist ein langweiliger Dummkopf, den nicht zu beleidigen fast unmöglich ist. Wozu die ganze Vorhaltung?“

„Weil Du kein Recht hast, mir Moral zu predigen,“ sagte Lucie einlenkend, denn sie erinnerte sich noch rechtzeitig, daß Eugen bei ihrer Gesellschaft unter keiner Bedingung fehlen durfte. Solch' ein lediger, junger, reicher Mann pußt die ganze Salonrunde auf. Außerdem — die Meyersbergs kamen hauptsächlich feinetwegen.

Auch Eugen hatte sich beruhigt; sein heißes Temperament wallte eben schnell auf und dann war's vorüber; er wußte nichts mehr davon.

„Nichts für ungut,“ schloß er, „ich komme und werde darnach sehen, daß Fräulein Wallow nicht zurückgesetzt wird. Oder wollt ihr die Einladung an mich zurücknehmen?“

„Bewahre, lieber Schwager,“ begütigte vollends Wertner. „Das wird sich Alles machen!“

Eugen ging. Er schritt langsam dem Thiergarten zu. Ein Gefühl des Efels, der tödtlichen Mattigkeit hatte ihn überkommen. Wie häßlich, wie kleinlich waren alle diese Menschen, wie langweilten sie ihn! Und das waren seine nächsten Verwandten! Trotz seiner schlecht verhehlten Geringschätzung hatte ihn der Vorwurf denn doch getroffen.

Wozu lebte er? Was war sein Ziel? Sein Schwager vermehrte wenigstens sein Geld für seine Kinder. Er, Eugen, hingegen, er hatte nicht einmal Kinder, er sparte nicht einmal sein Geld! Er hatte nichts vor, als sich zu amüsiren. Aber er amüsirte sich längst nicht mehr.

Etwas werden wollte er — ja, aber was? Und war das nicht längst zu spät?

2.

Es klappte Alles, obgleich weder Herr noch Frau Wertner sich bemüht hatten. Der bestellte Koch, die „Stütze der Hausfrau“, sowie der trefflich geschulte Charles, ein Diener mit wahrhaft großen Manieren, thaten ihre Schuldigkeit.

Die Geselligkeit war für Wertners eine Last, denn sie amüsirten sich nicht; aber man konnte sich der Sache nicht entziehen. Man mußte eben Gesellschaften geben.

Freilich, das Menu hatte ein gewisses, überliefertes Gepräge; es war Alles höchst anständig, reichlich



Herzogin Adelheid zu Schleswig-Holstein, die Mutter der deutschen Kaiserin.  
Nach einer Photographie von Otto Mayer in Dresden. (S. 323)

und korrekt, aber keine einzige Schüssel fiel auf und konnte den Feinschmecker reizen; keine Weinsorte forderte auf, ein Gläschen über den Durst zu trinken. Es war, wie gesagt, durchaus „comme il faut“, aber ohne Liebe.

Und die Gesellschaft? Diese Mischung von literarischen, künstlerischen und geschäftlichen Elementen ist vielleicht niemals vorher möglich gewesen, als in einer Zeit, da die Kunst merkantilisch betrieben wird und das Geschäft — eine Kunst geworden ist. Neben dem gesammten Geschäftspersonal waren auch einige Börsefianer erschienen, Leute, die für das Gedeihen des Unternehmens nicht minder wichtig waren, als die vornehmere Gruppe von Schriftstellern und Journalisten. Unter den Letzteren fiel besonders ein Herr Marx auf, ein kleiner häßlicher Mann unbestimmten Alters, mit schwarzem Spitzbart und wüthendem Blick. Er erschien stets in mehr als nachlässiger Toilette, riß grundfäßig Alles herunter, was zur Erörterung stand, und sprach von seinem sozialen Drama „Das Volk“ wie von einer Offenbarung. Aber der „Stern“ des heutigen Abends war Frina Wallow, die junge Schriftstellerin mit dem großem Erfolge.

Großes Geschick bei der Zusammenstellung seiner Gäste konnte man Wertner überhaupt nicht absprechen. Seine heutige Gesellschaft war eine gründliche Mischung verschiedenster Elemente, es fehlte ihr thatächlich keines — auch nicht die heirathsfähige Millionärstochter. Die Familie Meyersberg, Rittergutsbesitzer, führten heute Abend ihre einzige Tochter in die hauptstädtische Gesellschaft ein. Freilich glaubte die Frau vom Hause, daß ihrem Bruder Eugen hier keiner von den „Skrififayen“ hinderlich werden könnte. Daß sich irgendwer amüsirte, hätte man nicht behaupten können; das wurde auch von Niemandem erwartet. Die verwandten Interessen fanden sich eben, das war Alles.

Frau Lucie versäumte und unterließ nichts, sie war aber zu indifferent, um zur Unterhaltung irgend etwas beizutragen. Ihr genügte, daß Niemand von Belang abgesagt hatte. Selbstredend war für Musik und Deklamation durch Einladung von Bühnengrößen gesorgt; wie üblich, hörte aber kaum Jemand recht hin, wenn man auch leidenschaftlich applaudirte.

Eine einzige Person war ganz bei der Sache: Fräulein Adolphine v. Meyersberg. Ein schönes, blondes, etwa siebzehnjähriges Mädchen mit glänzenden blauen Augen, in einfacher, aber doch sehr eleganter Toilette, die mit ihrer sorglosen Miene und ihrem leuchtenden Blick eine absonderliche Erscheinung war in dieser blasirten, abgewelkten Gesellschaft. Sie war unbeschreiblich neugierig, die Schriftsteller zu sehen und zu hören, sie fühlte sich beschämt, daß sie die Namen derselben nicht kannte. Das junge Ding war noch ganz bescheiden, die Geisteswelt, von der sie sich umgeben glaubte, imponirte ihr. Sie lechzte darnach, sich zu begeistern, Jemand anzuschwärmen. Uebrigens war sie auch nicht abgeneigt, sich in Eugen zu verlieben. Man hatte von ihm erzählt, oder was noch mehr gewirkt hatte, gezipfelt. Das war kein berühmter Schriftsteller, aber der große Lebemann, den sie nur aus den Romanen kannte. Er repräsentirte ihr die wunderbaren Verlockungen und Bezauberungen der Großstadt.

Auch Eugen war ein wenig aufgerüttelt aus seiner blasirten Gleichgiltigkeit. Dieses schöne, junge Mädchen, wahrhaft unverdorben, bildungsfähig, vermögend und von tadelloser Familie war sein, wenn er nur die Hand ausstreckte! Was wollte er noch mehr?

„Bin ich nicht ein glücklicher Kerl?“ sagte er sich, als ihm die blauen Augen entgegenlächelten. „Ich kann Alles haben, was irgend Einem begehrenswerth erscheint!“

Seine Schwester, die den Zwischenfall vom Morgen ganz vergessen zu haben schien, hatte ihn sofort mit Adolphine zusammengebracht, und der Anblick des jungen schönen Wesens hatte ihn auf einen Augenblick Frina Wallow vergessen lassen, deren Ritter er sein wollte. Er plauderte jetzt mit der kleinen Meyersberg, das heißt er hörte freundlich zu, was sie erzählte. Im Grunde wußte er mit solchen Backfischen nichts anzufangen; aber es war ein überaus hübsches Mädchen.

Sie rief jetzt: „O wie glücklich müssen Sie sein! Immer in Berlin und sich immer amüsiren!“

„Ja, immer in Berlin und sich immer amüsiren,“ wiederholte er lächelnd. Vorhin schon hatte er selbst sich gesagt, wie glücklich, wie beneidenswerth er sei, und das hübsche kleine Mädchen wiederholte es jetzt. Aber er selbst dachte sich eigentlich nicht viel bei dem Worte glücklich, es war ein Wort wie jedes andere.

Er hörte es eine halbe Stunde später von Neuem, als er mit der schönen, geistreichen Frau eines Großindustriellen plauderte.

„Die kleine Meyersberg ist wirklich ein niedliches Mädchen!“ sagte sie. „Und Sie sind ein glücklicher Mensch!“

„Warum?“

„Weil sie Ihre Braut ist, wenn Sie wollen.“

Er lächelte, ging aber nicht weiter auf das Thema ein. „Wer ist denn die Aschblonde dort?“ fragte er.

Die blonde Dame fiel ihm nur deshalb auf, weil sie ganz denselben Typus hatte, wie Adolphine, nur nicht die erste, jugendliche Frische, dafür aber Klugheit und Klarheit.

„Es ist die Wallow.“

Jetzt erst erinnerte sich Eugen, daß er sich vorgenommen hatte, ihr Ritter zu sein. Er hätte sie beinahe gar nicht bemerkt, unscheinbar und schlicht, wie sie sich in ihrer einfachen Toilette gab. Offenbar wurde sie etwas vernachlässigt; man hätte unter anderen Umständen gewiß Gelegenheit genommen, sie ihm vorzustellen; aber man ließ sie fallen, das war klar.

Mit jener Nonchalance, der er ein gut Theil seiner Erfolge dankte, machte er sich von der Brünneten los und suchte in dem Gewühl von Gruppen seinen Schwager, damit dieser ihn mit Fräulein Wallow bekannt mache.

Sie war sichtlich erstaunt über die ihr erwiesene Aufmerksamkeit und führte Eugen zu ihrer Mutter, einem unbedeutenden, kleinen, befangenen Frauchen. Ihr Wesen war ruhig und selbstbewußt, sie schien nicht bedrückt durch die Zurücksetzung, die sie erfuhr.

„Ich will aufrichtig sein,“ begann Eugen, neben ihr Platz nehmend, „ich habe gehört, daß Sie einen großen Erfolg hatten, aber ich habe Ihr Buch nicht gelesen.“

„Sie haben nichts verloren,“ sagte sie ohne eine Spur von Absichtlichkeit, „gerade dieses Buch ist nicht viel werth, es hatte nur die Eigenschaft, aufzufallen. Ich habe Besseres geschrieben.“

„Leider kenne ich auch das nicht,“ mußte er antworten; aber das Bedauern war schon nahezu aufrichtig.

„Leider?! — Welch' ein Unglück!“ lächelte sie.

Da war etwas in Ton und Art, was ihm neu erschien; er fixirte sie jetzt scharf und fast herausfordernd.

„Sie meinen wohl, daß Sie an solchem Leser nicht viel verlieren?“

„Unter Umständen — nein!“

„Warum nehmen Sie das von mir an?“

„Weil Sie mir als Lebemann geschildert wurden, als Genußmensch.“

Die Offenheit ihres Wesens begann ihn zu interessiren. Er richtete sich auf, wie eine

welke Pflanze unter dem erquickenden Wasserstrahl.

„Ein Lebemann — vielleicht! Ein Genußmensch? Ich bin kein Mensch, der genießt — ich genieße nicht, oder doch ganz selten, nur in außerordentlichen Fällen.“

„Und darf man fragen, was Sie am Genießen hindert?“

„Dazu gehört natürliche Begabung, und auch ganz andere persönliche Umstände... Sagen Sie mir doch, mein Fräulein, aber aufrichtig: unterhalten Sie sich hier — heute — in diesem Kreise?“

Sie sah ihn voll an mit ihren blauen, klaren Augen, er war der Bruder der Hausfrau; dennoch entgegnete sie: „Nein, gar nicht! Aber ich kann mich in kleiner, mir befreundeter Gesellschaft sehr wohl fühlen.“

„Warum also sind Sie hier, Fräulein Wallow?“

„Weil ich Ihrem Herrn Schwager Dank schulde, und dann“ — sie blickte um sich, ihre Mutter plauderte mit einer anderen, alten, unbeachteten Dame — „ich will Ihnen die Wahrheit sagen: meiner Mutter zu Liebe. Die gute alte Frau ist überglücklich über solche Einladungen.“

„Merkwürdig! Amüsirt sie sich denn?“

„Nein, aber sie fühlt sich geehrt — das ist eine ganz kleine Geschichte!“

„O bitte, erzählen Sie,“ rief er, ganz lebhaft werdend.

Sie sagte schlicht: „Ich war ein Mädchen von zwölf bis dreizehn Jahren, als mein Vater, ein ziemlich bemittelter Kaufmann, Bankrott machte. Das Unglück kam nicht ganz ohne sein Verschulden. Er hatte leichtsinnig spekulirt. Man machte ihm den Prozeß — er wurde wegen fahrlässiger Geschäftsführung zu einer mehrwöchentlichen Gefängnißstrafe verurtheilt. Nach Verbüßung derselben ging er nach Rußland, gründete sich dort eine neue bescheidene Existenz. Aber er starb bald darauf. Wir kehrten in die Heimath zurück, weil wir in der Fremde unser Fortkommen gar nicht zu finden vermochten. Meine Mutter aber wurde beinahe gemüthskrank, weniger wegen unserer bedrängten Lage, als wegen der Schande. Das Schicksal meines Vaters, oder vielmehr sein Vergehen, lastete schwer auf uns. Damals beschloß ich, meiner Mutter zu helfen. Und ich habe meinen Entschluß ausgeführt.“

„In welcher Art?“

„Ich habe mir einen anderen Namen gegeben, den Schriftstellernamen Wallow. Man nennt die Mutter jetzt Frau Wallow — unseren wahren Namen kennt nur die Polizei. Und mein letzter Erfolg hat uns sogar eine gesellschaftliche Stellung gemacht, darum freue ich mich, hier zu sein.“

Er lauschte verwundert, ja überwältigt. Mit welcher Einfachheit sie dieses Schicksal erzählte, das ihm ungeheuerlich erschien. Vielleicht aber that sie es mit Absicht.

„Sie sind ein bevorzugtes Wesen,“ sagte er, „nur eine große Natur war im Stande, zu erreichen, was Sie erreicht haben.“

„Ein bevorzugtes Wesen?“ wiederholte sie, „ich glaube nicht. Ich habe ein bischen Talent, das ist Alles. Aber Talent allein — was ist das heute? Mir scheinen Sie mindestens ebenso bevorzugt zu sein, als ich. Sie hatten tausend Chancen, vor Allem tausend Genußmöglichkeiten voraus vor mir, der armen Tochter eines Bankrotteurs.“

Fast heftig entgegnete er: „Auch Sie sagen das? Als ob nicht Alles auf den Standpunkt ankäme, von dem aus man die Dinge nimmt! Ich habe nie mehr genossen, als Sie, niemals! Ich war ja Alles von Jugend auf gewöhnt! Es machte mir nichts mehr Freude, ich habe eigentlich nie eine solche gehabt.“

Beinahe erschrak er vor dem Ton seiner Stimme. Diese sonst so müde Stimme klang so leidenschaftlich bewegt. Neben an im Salon produzierte sich eben ein sehr fashionabler Rezitator — man lachte und applaudirte. Eben strich Charles vorüber, der unübertreffliche Diener, der aller Welt gegenüber dieselbe einfältig-gehörchende Miene zeigte; nur als er Eugen hier so abseits gewahrt wurde, da verzog sich dieser Musterbediente, ein freches Grinsen verzerrte sein steifes Gesicht bis zur Gemeinheit.

Eugen sah es sehr wohl; es zuckte ihm in der rechten Hand, aber — es lohnte wirklich nicht. Ziel nicht auch er, Eugen, aus der Rolle, da er hier vor einer Fremden sein Inneres enthüllte?

Frina Wallow war durchaus nicht überrascht. Sie schien es ganz natürlich zu finden, daß er so sprach. Ein slavisches Sprichwort meint: „Was Du Deinem besten Freunde nicht sagst, sagst Du dem Fremden auf der Landstraße.“ Sie waren einander Fremde, aber sie waren von jenem augenblicklichen Aufrichtigkeitstrieb erfaßt, der gleich einem elektrischen Funken von dem Einen zum Anderen sprüht, zwei Seelen plötzlich magisch verbindend.

„Verzeihen Sie,“ sagte sie nach einer kurzen Pause, „aber das scheint mir einfach ein Mangel, ein Gebrechen.“

„Vielleicht haben Sie Recht, aber es ist durch die Verhältnisse in mir großgezogen worden. Denken Sie sich, wir hatten keine Mutter — sie war früh gestorben — und unser Vater war ein sehr reicher Lebemann. Lucie kam in ein vornehmes Pensionat, wo sie zur vollendeten Modepuppe dressirt wurde; ich hatte einen Hofmeister, der auf Wunsch meines Vaters mich nicht quälte, nicht strenge sein sollte. Ich erhielt Gesellschaftsdressur, konventionelle Bildung, habe auch einige Semester die Universität besucht.“

„Korpsbursch sind Sie gewesen — ich seh' es Ihnen an!“

„Spotten Sie immerhin, mein Fräulein! Diese Schmarren da oben, das wäre noch nicht das Schlimmste! Aber ich lernte weder arbeiten, noch bekam ich einen Begriff vom Familienleben!“

„Aber Sie erkennen das Alles,“ sagte sie theilnehmend, „so werden Sie es auch noch gutmachen können!“

Noch ehe er antworten konnte, trat Herr Mary, der jungdeutsche Dramatiker, herzu. Er beachtete nicht, daß er die Weiden störte — er pflegte auf derlei Neußerlichkeiten überhaupt keinen Werth zu legen.

„Ein gräßlicher Kerl, der Wilbert,“ er meinte den Rezitator, „wie er pomadirt ist und was für süßliches Zeug er wieder schwätzt!“

Eugen war unwillig aufgefahren. Gerade jetzt war ihm die Unterbrechung lästig, reizte ihn. Mit Mühe unterdrückte er seinen Zorn.

„Gewiß, Herr Mary, Wilbert ist keine geniale Persönlichkeit, aber es kann nicht Jeder Jedem angenehm sein!“

Mary begriff nicht; er fuhr fort, auf den Rezitator, diesen „seichten Säusler“, zu schimpfen.

Eugen lächelte nicht, wie Frina, sondern ärgerte sich. Mary, wieder ohne das zu beachten, sagte vertraulich zu Frina: „Ich schicke Ihnen morgen die Korrektur meiner ‚Bettelbriefe‘. Sie sehen sie wohl gleich durch! Außerdem, es wird Sie amüsiren, wie ich da wieder einmal mit der stupiden Gesellschaft umspringe.“ Und jetzt blickte er auf Eugen.

Dieser fuhr wüthend auf. „Ich weiß nicht, ob es gerathen ist, daß Sie Ihren Kampf mit der Gesellschaft gerade vor Fräulein Wallow ausfechten.“

„Wir sind gute alte Freunde,“ begütigte Frina, „ich weiß auch, wie's gemeint ist!“

Mary nickte vergnügt. „Nun ist der schöne Wilbert fertig — ich muß ihm ein paar Grobheiten sagen.“ Damit ging er, und Eugen und Frina waren wieder allein.

„Welch' ein widriger Mensch!“ rief Eugen erregt.

„Er ist nicht so schlimm, wie er scheint; er hat mir viel Freundschaft erwiesen, mir oft uneigennützig gedient. Er ist nur ein harmloser Brähler. — Aber bitte, Herr v. Gersdorf, sprechen Sie weiter; Sie erzählten von Ihrer Jugend.“

(Fortsetzung folgt.)

## Herzogin Adelheid zu Schleswig-Holstein, die Mutter der deutschen Kaiserin.

(Mit Porträt auf Seite 321.)

Die Mutter der deutschen Kaiserin, Herzogin Adelheid zu Schleswig-Holstein, deren Porträt wir auf S. 321 bringen, ist eine jüngere Schwester des jetzigen Statthalters der Reichslände. Sie ist am 20. Juli 1835 zu Langenburg geboren als Tochter des Fürsten Ernst zu Hohenlohe-Langenburg und der Prinzessin Feodora von Leiningen, deren Mutter in zweiter Ehe sich mit dem Herzog von Kent vermählte, wodurch Prinzessin Feodora die Halbschwester der Königin Viktoria von England wurde. Prinzessin Adelheid vermählte sich am 11. September 1856 mit dem Erbprinzen Friedrich zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg und verlebte die ersten Jahre ihrer Ehe auf dem ihrem Gemahl gehörigen Schlosse Dolzig. Den erstgeborenen Prinzen verlor das Elternpaar bald wieder, aber schon lächelte ihnen ein anmuthiger Trost entgegen: am 22. Oktober 1858 war ihnen ein Mädchen, Prinzessin Augusta Viktoria, geboren worden. 1863 machte Herzog Friedrich seine angestammten Rechte auf Schleswig-Holstein geltend, seine Hoffnungen wurden aber durch Bismarck's Politik durchkreuzt, und er verließ 1866 die Erbherzogthümer, um zuerst nach Gotha und dann nach Schloß Prinknau überzusiedeln. Der Herzog starb am 14. Januar 1880 in Wiesbaden; seine Wittve hat seit 1887 ihren ständigen Wohnsitz in Dresden genommen.

## Die Litauer auf dem Pregel in Königsberg.

(Mit Bild auf Seite 325.)

Im nördlichen Ostpreußen leben gegen 150,000 Litauer, die ihre Wohnsitze hauptsächlich um Memel und Tilsit längs des Kurischen Haffs haben. In großer Anzahl kommen sie alljährlich auf Segelfähnen, die mit Zwiebeln, Karotten und Kartoffeln beladen sind, gegen Ende des Sommers nach Königsberg, um diese Bodenerzeugnisse dort feilzubieten. Es bildet sich dann jedesmal auf dem Pregel, zwischen Schmiede- und Holzbrücke, an der Unteren Fischbrücke, eine schwimmende Stadt im Kleinen (siehe unser Bild auf S. 325). Den Tag über sitzen die Weiber am Ufer und bieten Proben von dem Inhalte der Kähne feil; oft suchen auch die Käufer, von Schiff zu Schiff steigend, das Lager direkt auf. Außerdem ziehen die Litauer aber auch durch alle Straßen, mit lautem Geschrei ihre „Zwiebelpöbel“ oder „Zwiebelpöbel“ und übrigen Erzeugnisse anbietend; im Volksmunde werden sie gewöhnlich „Zippelkuren“ genannt.

## Die Hummern.

Humoreske von Johannes Wilda.

(Nachdruck verboten.)

„Richard, Richard, komm' schnell!“ rief meine Frau über's Geländer hinunter, als ich langsam die vier Treppen zu meiner Wohnung hinanstieg.

„Ja, ja doch! Mein Gott, ich kann doch nicht fliegen!“

Als ich endlich oben war, stürzte meine Frau erregt auf mich zu.

„Aber Kind, was hast Du denn nur? Du siehst ja so knallroth aus, wie ein gesottener —“

„Hummer! Nicht wahr, Richard? Am Hummer handelt es sich auch! Der gute Herr Meyer! Nun wirst Du Deinem Leib- und Magengericht gehörig zusprechen können! Aber —“

„Was aber? Hat mein Hamburger Herr Namensvetter etwa Wort gehalten und mir ein Pröbchen Helgoländer Zucht zukommen lassen?“

„Ja, aber — denke Dir — es ist ja so unendlich liebenswürdig von ihm, indessen es sind sechs Dutzend — eine Riesentafel voll!“

„Sechs —“

„Duzend! 72 Stück, Richard, ich habe sie selbst durchgezählt!“

„Bombenelement, traut der Mann uns einen Appetit zu!“

Meine Frau nickte. Ein unbeschreibliches Gemisch von Freude und Katholikigkeit lag auf ihrem lieben Gesicht. „Was machen wir denn nur mit all' den Dingen, Richard?“

„Was mir damit machen? Aufessen thun wir sie natürlich, kleine Liese, vorausgesetzt, daß hier kein Irrthum vorliegt.“

„Irrthum? Gott bewahre, Richard! Was sollte denn für ein Irrthum vorliegen? Herr Meyer hat Dir ja doch ein Pröbchen zugesagt, und die Sendung ist regelrecht an uns adressirt.“

Merkwürdig! So sind die Frauen! Was sie einmal haben, lassen sie sich nicht mehr abnehmen, selbst wenn der Reichthum sie zu erstickten droht.

Zweifelnd schüttelte ich den Kopf. „War denn kein Brief dabei, Lieschen?“

„Nein. Auf dem Begleitzettel steht aber ‚Guten Appetit‘ und ‚Absender J. J. Meyer in Hamburg‘. Es ist Alles in schönster Ordnung. Sieh' ihn Dir nur einmal selbst an.“

Ich ließ mich von meiner Frau in die Küche ziehen. Mein Einzigster, der kleine Gottlieb, kroch mir hier auf allen Vieren entgegen und war sehr unwirsch, als ich ihn nicht gleich nach üblichem Herkommen auf meinen Arm nahm.

Neben der geöffneten Kiste stand Selma, die Küchenmaid, mit einem Gesicht, in welchem sich Grauen und Heiterkeit um die Herrschaft zu streiten schienen.

Ei, wie lieblich die rothe Gesellschaft glänzte! Prachtburschen waren es, selbst für Hamburger Verhältnisse. Natürlich frisch gekocht, von einem bezaubernden Duft!

Das Wasser lief mir im Mund zusammen. Nur der Gedanke, wie sich durch diesen Schlaraffenberg hindurchessen, verursachte mir noch eine leise Besorgniß.

Ich sah mir den gelben Begleitzettel an. Es war wirklich alles in bester Ordnung. Nur das „Guten Appetit“ schien mir eine gewisse tückische Ironie zu enthalten.

„Zunächst wollen wir mal gleich einen von den Nothröcken als Zwischengericht für den Mittag einschalten, Lieschen. Was gibt's denn heute weiter?“

„Erbsen und Kraut mit Böckfleisch, Richard!“

„Alle Wetter, auch das noch!“

Es wurde mir wirklich schwer, diesem mir ebenfalls sehr an's Herz gewachsenen Gericht, dem ich sonst meinen vollen gesegneten Appetit zu widmen gewohnt war, heute einigen Abbruch thun zu müssen. Aber, du liebe Zeit, was opfert man nicht für einen frischen Hummer!

„Kannst Du mir noch rasch so eine Art von Mayonnaise dazu machen?“

„Ich hab' es noch nie probirt, Richard! Willst Du vorläufig nicht ein bisschen Senfbutter nehmen?“

Ich sah meine Frau mißtrauisch an. „Senfbutter? Paßt das, Kind?“

„Warum nicht? Versuch's doch mal!“

„Na, meinnetwegen!“

Der Dinge wartend, die da kommen sollten, ging ich mit Gottliebchen in die Stube und ver setzte ihn durch die Verheißung einer prachtvollen Hummerschere wieder in gnädigere Laune. Ehe jedoch die Suppe auf den Tisch kam, wurde ich noch einmal in die Küche gerufen. Die Frauen besaßen kein geeignetes Instrument zum Aufbrechen des erwählten Monstrums. Ich auch

Humoristisches.

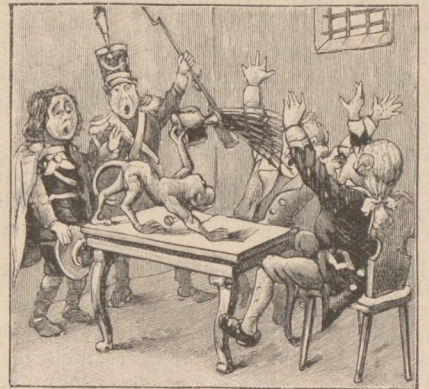
Kleine Ursache — große Wirkung.



Der Thorwart schaut durch's Brillenglas  
Und brüllt: „Zeig' Er mir seinen Paß!“



Jedoch, da dieser mangelhaft,  
Den Wandersmann auf's Amt man schafft.



Dort nimmt man streng ihn in's Verhör;  
Der Aff' betrügt sich rucklos sehr.



Das ganze Amtsbureau jetzt macht  
Auf den lebenden Affen Jagd.



Der nimmt durch's Fenster seinen Lauf  
Und klemmt den Glodenstrang hinauf.



Die Glocke auf dem Rathhausthurm  
Ergreift er jetzt und läutet Sturm.



Kaum hört die Wache diesen Ton,  
Wird alarmirt die Garnison.



Der Magistrat kommt schnell herbei  
Und rathschlagt, was zu thun jetzt sei.



Zu guter Letz' ein Schlauchoj sprach:  
„Schmeiß doch den Bengel 'naus einfach!“



Der Affe kommt herbei voll Freud,  
Als seinen Herren er sieht beireit.



Das Publikum zeigt sich gerührt  
Und mancher Groschen wird spendirt.



Und viel vergnügter, als sie kamen,  
Vom Städtchen Beide Abschied nahmen.



Die Litauer auf dem Prageles in Königsberg. (S. 323)

nicht. Ein idealer Versuch mit meinem Taschenmesser lief übel ab. Knacks! machte es, und die feine Klinge war abgebrochen. Das war recht ärgerlich, indessen — 72 Hummer sind am Ende eine Messerklinge werth.

Bermittelt eines Brodmessers und des Küchenbeils gelangte ich mit halbständiger Verpätung denn auch schließlich zum Ziel. Der Hummer schmeckte großartig, selbst mit der Senfbutter. Leider ist meine Frau durchaus nichts Fischartiges, und so lag mir die Verteilungspflicht allein ob. Trotz Lieschen's Kopfschütteln ließ ich mir dazu von Selma eine Flasche Brauneberger holen, denn ich war in eine generöse Stimmung gerathen und hielt es für meine Pflicht, den edlen Herrn J. J. Meyer leben zu lassen. Dies geschah denn auch in ausgiebigster Weise.

Somit war Alles ja ganz schön; nun trat aber doch die dringende Frage an uns heran, was mit den übrigen 71 Scherenträgern anzufangen sei.

Meine Frau wagte die schüchterne Andeutung, ob es nicht vielleicht gerathen wäre, den größeren Theil dem Fabrikanten, Herrn v. Knapp, zum Kauf anzubieten, der, wie stadtbekannt war, in den nächsten Tagen ein großes Einweihungsfest mit Abendessen, Ball u. s. w. geben wollte. Dagegen mußte ich mich jedoch gründlich verwahren. Denn erstens war die in Frage kommende Speisekarte zweifellos längst festgesetzt, und zweitens verköstet es nun einmal gegen meine Anstandsgriffe, etwas zu verkaufen, was ich geschenkt erhalten habe. „Nein — nein, Lieschen!“ erklärte ich energisch. „Das geht absolut nicht! Wir müssen allein mit dem Ueberfluß fertig werden. Weißt Du, wir sind Schönebaums schon lange eine Einladung schuldig, auch gegen Käsekes hätten wir Verpflichtungen. Schönebaums und Käsekes sind mit den Kindern sieben, dazu fordere ich Papa und Mama und Onkel Hugo auf. Macht in Summa, mit uns, zwölf Personen. Zwölf à zwei Hummer erzielt bereits 24; eine gehörige Bresche, was?“

„Aber, liebster Richard, was wird das nur kosten! Ich kann den Leuten doch nicht lediglich nur Hummer vorsetzen!“

„Na, Liese, einmal hätten wir doch bluten müssen! Ich bitte Dich, so billig wären wir sonst nicht davon gekommen. Wir laden eben extra zum Hummeressen ein.“

„Und die Enge in unseren kleinen Räumen, Richard! ... Doch ich muß mich wohl fügen. Nur stimmt Deine Rechnung nicht ganz. Ich esse ja nicht mit, auch Mama gibt gar nichts auf Hummer, und wer weiß, wie es mit den Uebrigen —“

„Ach Papperlapapp! Falls Einige sie nicht essen, sollen die Andern desto schärfer daran. Ich nehme drei bis vier auf mich allein, wenn wir mehrere Stunden zu Tisch sitzen. Selma muß sich übrigens auch zu einem bequemen.“

Meine Frau ist ja von jeher sanfter und nachgiebiger Gemüthsart gewesen, und so schwiege sie. Ich ließ die Einladungen ergehen, welche zu meiner Befriedigung von den Herrschaften angenommen wurden. Inzwischen hatte sich die Hummerzahl bereits auf 60 herabgemindert. Sechs Stück hatte ich meinem Bureaukollegen Pannwitz verehrt und fünf allmählig selbst verzehrt.

Wenn der Mensch Bedenken haben soll, so kann er sich auf den Kopf stellen und hat's doch! Fast sämtliche Käsekes erklärten plötzlich, daß Hummer eigentlich nicht ihr Fall sei. Warum hatten sie dann die freundliche Aufforderung angenommen! Aber was sollte man machen? Ich bin ja immer Gentleman gewesen und daher machte ich bessere Miene zum bösen Spiel, wie meine Frau, als sie für Käsekes extra noch einmal theueren Ausschnitt nachholen ließ.

Auch sonst waltete ein Unstern. Sei es,

daß die etwas unbestimmbare Sauce meiner Frau den Gästen nicht behagte, sei es, daß sonst ein appetitstörender Grund dagewesen, kurz und gut, mit äußerster Anstrengung brachten wir es — sage und schreibe — nur auf zehn Stück! Und dieses Resultat war lediglich den herkulischen Bemühungen des alten Schönebaum zu danken; denn zu meiner Schande sei's gesagt: ich aß mehr zum Schein, als in Wirklichkeit. Doch ließ ich dies meine Frau nicht merken.

Nachdem die Gäste sich entfernt hatten, war die Gute den Thränen nahe.

„Es sind noch immer 50, Richard! Und denke Dir — elf Flaschen Brauneberger sind getrunken worden! Der alte Schönebaum schien es extra darauf abgesehen zu haben, sich einen Spitz anzuschaffen. Wenn wir nicht von der zurückgelegten Miethe nehmen, sehe ich wahrhaftig nicht ein, wie wir diesen Monat auskommen sollen! Und Selma hat erklärt, daß sie eher kündigen werde, als von dem ‚Giftzeug‘ einen einzigen Happen in den Mund zu nehmen!“

Wir begaben uns tief verstimmt zu Bett. Gottliebchen war aus irgend einem nicht festzustellenden Grunde unwohl geworden und schrieb die halbe Nacht hindurch. Natürlich konnte dies meine Stimmung nicht verbessern. Ich kam mir selbst herzlos vor, wie sich meiner eine recht wenig dankbare Gesinnung gegen meinen Namensvetter, Herrn J. J. Meyer in Hamburg, bemächtigte. —

Am nächsten Morgen — es war ein Sonntag und dazu für die Jahreszeit ungewöhnlich warm — erklärte ich meiner Frau, daß unbedingt geräumt werden müsse, da meine Nase mir sagte, daß Selma's Abneigung, die Kiste in der Küche zu behalten, nicht mehr ohne Grund sei.

„Aber wie?“ klagte Lieschen. „Wenn wir sie nur verkauft hätten, dann wäre doch unser Monatsausfall gedeckt worden!“

So sehr ich ihr innerlich Recht geben mußte, konnte ich mich zu einer beipflichtenden Bemerkung noch nicht verstehen. Dafür machte ich mich anheischig, einen Sonntagsturnklub, dem verschiedene unverheirathete Freunde von mir angehörten, zu einem Hummerfrühstück zusammen zu trommeln.

Lieschen protestirte. „Um das Kassenloch noch größer zu machen, nicht wahr?“ klagte sie in bissiger Ironie, die ihr sonst ganz fremd war und ihr gar nicht hübsch zu Gesicht stand.

„Ja, um Himmels willen, Kind! Was sollen wir denn machen? Auf die Straße werfen können wir die Dinger doch nicht? Das Loch ist nun doch einmal da. Außerdem verpflichten wir uns die jungen Leute. Selbstverständlich gibt's nur Bier, einfaches, hiesiges.“

Bis elf Uhr befanden sich zehn handfeste Burschen beisammen. Den Skandal, den sie verübten, hatte ich doch nicht vorausgesehen, sonst würde ich mir die Sache entschieden noch überlegt haben; ich schwebte in steter Angst, daß ich mir eine Anklage wegen Störung der öffentlichen Ordnung zuziehen könne. Bier ward mächtig getrunken, eine halbe Kiste Cigarren ging in einem gardinenvernichtenden Qualm auf, mein Sophaspiegel erhielt durch einen allzu fröhlich geschwungenen Spazierstock eine häßliche Randbeschädigung, und nur eins unterblieb: meine Hummern wurden nicht gegessen! Mit Todesverachtung suchte ich mit gutem Beispiel voranzugehen, aber trotz der kolossalsten Anfeuerung meiner Herren Turner blieb ich noch immer mit rund 42 Stück sitzen. Ich sah dem angegriffenen Gesicht meiner Frau deutlich das innere Händerringen an.

Mittlerweile hatte der Arzt sie über Gottliebchen's Leiden, das ich gleich nicht tragisch nahm, beruhigt. Wie gewisse Merkmale bezeugten, hatte der kleine Kerl heimlich ein großes Stück Hummer erwischt und verzehrt. Ich war

gerührt, da er ersichtlich das Opfer einer unbewußten Pflichttreue geworden war.

Rathlos aber sah ich mich dem Hummernrest gegenüber stehen. O unselige Stunde, in der ich, neiderfüllt ob des Hamburger Wohllebens, Freund Meyer einst meine Leidenschaft für Hummer gestanden hatte!

Mit einem Male erschien Selma in der Stubenthür. Mir kam es fast so vor, als ob sie einen ölblattartigen Ausdruck im Gesicht habe und richtig, sie brachte den Frieden!

Soeben sei unten von dem Diener des Herrn v. Knapp erzählt worden, daß die Herrschaft sich in außerordentlicher Verlegenheit befände; man gebrauche noch eine große Zahl Hummern zum Abend, und der Diener habe vergeblich alle Delikateessengeschäfte und Hotels der Stadt abgesehen und könne keine mehr aufreiben. Flugs habe sie den Mann nun herauf gerufen, und derselbe wolle jetzt dringend wissen, was die Dinger kosten sollten.

Lob und Dank dem Himmel! Meine Frau und ich, wir sahen uns an, etwa wie Noah und sein ganzes Haus sich anschauten, als sie aus dem Kasten auf das Gebirge Ararat traten. Es gab also doch noch Wunder auf Erden!

Nur der Geldpunkt brachte noch eine kleine Verzögerung in die Geschichte. In meiner Herzensfreude wollte ich dem Herrn v. Knapp sämtliche 42 Hummern gratis überantworten, allein Lieschen war eine zu gute Rechnerin, um dies zugeben zu können. So sehr es mir widerstrebe, beugte ich mich doch schließlich ihrer scheinbar besseren Einsicht, welche dahin ging, daß wir vollständig berechtigt seien, uns mindestens für das unschuldig erlittene Kassenmanko schadlos zu halten.

„Aber billig müssen wir es thun, Lieschen! Niemand soll mir nachsagen, daß ich je mit Freundschaftsgaben Geschäfte gemacht hätte,“ schloß ich.

„Gewiß billig; 40 Mark sind doch nicht zu viel! Herr v. Knapp würde gern das Doppelte in seiner Verlegenheit geben!“

„Nein, Lieschen, so viel unter keinen Umständen! Sagen wir in Bausch und Bogen 25 Mark; dann kommen wir annähernd auf die Kosten. Etwas müssen wir anstandshalber auf die eigene Kappe nehmen!“

So gingen denn die 42 Hummern für 25 Mark in den Besitz des Herrn v. Knapp über, und wir — nun, wir jubelten natürlich nicht schlecht und hatten einen äußerst vergnügten Sonntag Nachmittag.

Aber man soll den Nachmittag nicht vor dem Abend loben! Es gibt kaum ein zweites Sprichwort von tieferer Wahrheit.

Am Abend erschien Selma wiederum in der Thür. Der Schatten der Lampe, welcher auf ihre etwas verschwommenen Züge fiel, befaß sofort etwas Dminöses für mich. In den Fingern trug sie zimperlich einen beschmutzten Brief. Derselbe habe unten in dem gerade leer gewordenen Kohlenkasten gelegen, erklärte sie.

Ahnungsschwer nahm ich ihn an mich, um bei genauerer Besichtigung annäherungsweise vom Schlag getroffen zu werden, denn die Handschrift — gehörte meinem Freunde J. J. Meyer aus Hamburg! Dies sehen, den Brief mir aus der Hand reißen, ihn öffnen, überfliegen und mit einem Entsetzensschrei in die eben noch so friedliche Sophaecke zurücksinken, war bei Lieschen das Werk weniger Sekunden.

„Um Gottes willen, Schatz, es ist doch nichts mit den Hummern?“ stotterte ich.

„Lies!“ erwiderte sie tonlos.

Und ich las:

„Lieber Herr Namensvetter! Da ich gerade meinem Geschäftsfreund, dem Herrn v. Knapp, zu seinem Fest eine Kiste Hummern zu senden habe, so benutze ich gern diese Gelegenheit, um mich auch bei Ihnen zu revanchiren. Bitte,

nehmen Sie ein Duzend heraus und lassen sich selbiges, vielleicht im frohen Freundeskreise, wohlbekommen. Die übrigen 60 Stück wollen Sie dann gefälligst an Herrn v. Knapp umgehend überliefern. Rechnung im Betrage von 120 Mark 75 Pfennig (letztere für die Riste) liegt bei.

In ausgezeichnete Hochachtung  
Ihr sehr ergebener  
F. J. Meyer."

Mit welchen Empfindungen ich diese Aufklärung empfang, wird sich Jedermann denken können; desgleichen brauche ich kaum zu versichern, daß es nie etwas Peinlicheres für mich gab, als das Ordnen dieser Angelegenheit.

Der betreffende Uebeltäter war natürlich der kleine Gottlieb gewesen, welcher den unbeachtet beim Ristenöffnen auf die Küchenstiefen gefallenen Brief in den Kohlenkasten verschleppt hatte.

Drei Dinge hat diese fatale Angelegenheit nach sich gezogen: Erstens verursachte sie mir fortan eine unüberwindliche Abneigung gegen Hummern. Zweitens ist Vieschen in Annahme von Sendungen außerordentlich vorsichtig geworden, und Drittens führe ich ärgerlicher Weise seitdem hier allgemein den Namen „Hummer-Meyer“.

## Frauentuelle.

Skizze von Richard Marx.

(Nachdruck verboten.)

Die Kulturvölker des Alterthums kannten, wie Jedermann weiß, das Duell nicht. Dasselbe stammt aus dem Germanenthum und fand in christlichen Mittelalter in den üblich gewordenen Ordalien oder Gottesurtheilen seine Rechtfertigung. Die Art dieser Gottesurtheile war bekanntlich sehr verschieden. Auch der Zweikampf des Beklagten mit dem Kläger befand sich darunter, doch weil in denselben nur die männlichen Sprossen adeliger Geschlechter eintreten durften, fand keine der vielen muthigen und thatkräftigen Töchter Eva's damals Gelegenheit, für ihr gutes Recht mit den Waffen in der Hand einzustehen, sondern mußte dies dem sich freiwillig meldenden „Ritter“ überlassen.

Daß auf den Turnierplätzen, wo der Minnesänger Ulrich von Lichtenstein wiederholt in Frauenkleidern seinen Mann stellte, des öfteren Frauen erschienen seien, um eine Lanze zu brechen, wird allerdings vielfach behauptet, allein da den Beweis hierfür Niemand zu erbringen vermag, muß wohl oder übel angenommen werden, daß die Marquise de Nesle, eine zur Zeit Ludwig's XIII. in Paris lebende Modedame, die erste gewesen sei, welche aus Eifersucht eine regelrechte Herausforderung zum Zweikampfe ergehen ließ.

Und zwar galt dieselbe der Gräfin v. Polignac und lautete auf Pistolen. Die Herausforderung wurde angenommen, und der Kugelwechsel fand wirklich statt und kostete der Marquise ein Ohrkläppchen.

Bald darauf und zwar 1646 forderten sich die beiden ersten, miteinander rivalisirenden Schauspielerinnen, Fräulein Beaupré und Caterina de Urtis, von der Truppe de Marais, auf Degen und brachten, dem Uebereinkommen zufolge, ihren Handel auf der Bühne selbst, vor den Augen des Publikums zum Austrage. Wüthend hieben sie aufeinander ein, wurden beide verwundet, und würden sich getödtet haben, wenn man sie nicht auseinander gerissen hätte.

Noch in demselben Jahrhunderte machte eine deutsche Dame, das am Hofe König August's des Starcken sehr angesehene Fräulein Culalia v. Lindenscheid, das Beispiel der französischen Vorbilder nach und warf einem Manne ganz

„ritterlich“ den Handschuh in's Gesicht. Der Betroffene war der General Friedrich Wilhelm von Kyaw, ein höchst witziger und satirischer Mann. Er hatte in einer Gesellschaft behauptet, daß die Frauenzimmer eigentlich keine Menschen seien und wurde deshalb von dem, wie die Chronik boshafterweise meldet, bereits ältlichen und excentrischen Fräulein zu einem Zweikampf auf Pistolen beschieden. Kyaw stellte sich pünktlich ein, und zwar trotz der heißen Jahreszeit in einem dicken Mantel und erklärte, er wolle sich lieber tödten lassen, als eine Dame niederschließen.

Fräulein Culalia blieb indessen ungerührt, sie wollte durchaus „Genugthuung“ haben. Nichts konnte sie in dem Vorsatze, die dem weiblichen Geschlechte angethane Schmach zu rächen, wankend machen, und als Kyaw nicht zu bewegen war, eine Pistole anzunehmen, legte sie kaltblütig auf ihn an und drohte ihn niederzuschließen. In diesem Augenblicke zog jedoch Kyaw plötzlich einen unter dem Mantel verborgen gehaltenen Fuchschwanz hervor und fuhr damit dem Fräulein über's Gesicht. Darüber erschrak die blutdürstige Rächerin der Frauenehre derartig, daß sie laut aufschreiend die Pistole fallen ließ und schleunigt unter dem schallenden Gelächter der Zeugen retirirte. Fräulein Culalia hatte somit ihre Genugthuung erhalten.

Das nächste Frauentuell wurde wieder in Paris und zwar von der Tänzerin Theodore und der Sängerin Beaumesnil ausgefochten. Die Ursache war ein Mann, und als Waffen sollten Pistolen dienen. Auch hatte man weibliche Zeugen in's Auge gefaßt, allein da seltsamerweise alle, die man um diesen Liebesdienst anging, ablehnten, mußten Männer herangezogen werden. Einer von ihnen, der Komiker Rey, verleugnete auch in dieser Angelegenheit seine Schalksnatur nicht, denn er hatte die nach allen Regeln des Duells geladenen Waffen in's nasse Gras gelegt, um, wie er sagte, die Hände zu den vorgeschriebenen letzten Versöhnungsversuchen frei zu haben. Die beabsichtigte Wirkung zeigte sich bald. Die Pistolen, deren Zündpulver naß geworden war, versagten im entscheidenden Momente den Dienst, und da die Duellantinnen dies als eine Fügung des Schicksals betrachteten, ließen sie sich wegen, das Duell damit als vollzogen zu betrachten.

Uebrigens bemerkt M. P. Regnier in seiner Geschichte des französischen Theaters, daß die Streitigkeiten der Theaterdamen Sainval, Dumésnil und Clairon oft bis zu Duellen gediehen und daß nebst den Genannten auch noch andere Vertreterinnen des schönen Geschlechtes zu Degen und Pistolen griffen. Die Ursachen dieser seltsamen Erscheinung wird man in der Eitelkeit, der Schauspieler-eifersucht, im Reklamebedürfniß und im Nachahmungstrieb zu suchen haben; hauptsächlich aber in der sittlichen Verkehrtheit, in der sich damals die elegante Gesellschaft von Paris, vom Prinzen bis herab zum Komödianten, befand.

Aus dem 18. Jahrhundert dagegen wird uns nur ein einziges Beispiel dieser Art gemeldet, und zwar war es eine Deutsche, Maximiliana v. Leithorst, die aber seit ihrem vierzehnten Lebensjahre Männerkleider trug und als Kadett im österreichischen Heere diente, welche ein siegreiches Duell ausfocht.

Im 19. Jahrhundert hebt sich dann wieder die Ziffer der weiblichen Duellantinnen in immer steigendem Maße. So wurde, um den markantesten Fall zuerst anzuführen, in Warschau ein Herr A. von einer Dame, über die er, weil sie seine Heirathsanträge abgewiesen hatte, ehrenrührige Gerüchte verbreitete, auf Pistolen gefordert. Das Duell fand in Gegenwart männlicher Zeugen statt. Die Dame benahm

sich äußerst muthig, denn als der erste Kugelwechsel erfolglos blieb, forderte sie einen zweiten Gang und ließ diese Forderung erst fallen, als der Beleidiger Abbitte geleistet hatte.

Bald nachher kam in Wien ein Ehrenhandel zweier Gräfinnen mit dem Säbel zum Austrage, wobei mehr als ein Tropfen Blut vergossen wurde, und bald darauf forderte Mary Lemoore, eine in Neu-Mexiko lebende Schöne, Sarah Bolton auf Pistolen. Die Ursache war hier wie dort ein Mann, nur mit dem Unterschiede, daß der Mexikaner, nicht wie der Oesterreicher, ein Edelmann, sondern ein „Cowboy“, d. h. ein Rinderhirt war. Beide Mädchen liebten ihn, und die Pistole entschied, daß der Glückliche Mary gehören solle, denn sie hatte Sarah verwundet, doch nur so leicht, daß die Besiegte schon nach zwei Tagen ihr Zimmer verlassen und die Siegerin hinterrücks niederschließen konnte. Zu Tode getroffen sank das Mädchen zu Boden, die Mörderin aber wurde verhaftet.

Auch in Neapel fand ein Frauentuell statt, das ein Nachspiel vor Gericht hatte. Gegnerinnen waren die schönen Schwestern d'Alterio und Frau Giovanna di Francesco nebst Tochter. Man ging aus unersöhnlichem Haffe „auf Küchenmesser“ los und bekämpfte einander so wüthend, daß beide Damen Francesco das Leben einbüßten. „Es war ein ehrliches Duell,“ sagten die Schwestern d'Alterio, allein die Behörde war anderer Meinung und zog die blutdürstigen Schönen wegen Todtschlags in Untersuchung.

Der Schauplatz des nächsten Zweikampfes zwischen Frauen war Tremont in Nordamerika, und Maria und Blanka Bay, zwei Cousinen und die schönsten Mädchen der genannten Stadt, waren die Heldinnen desselben. Beide hatten sich in Mortimer Rollins verliebt, und um den beständigen Eifersuchtszenen ein Ende zu machen, beschloßen sie, die Frage, wem Rollins angehören solle, durch einen Faustkampf zu entscheiden. Demgemäß begaben sich die Damen an einem bestimmten Tage in Mannskleidern in das Haus einer Freundin, wo schon mehr als dreißig andere Frauen warteten. Nachdem die unversöhnlichen Gegnerinnen ihre Sekundantinnen gewählt und die vom Rodey für Faustkämpfe vorgeschriebenen rauen Handschuhe angelegt hatten, stellten sie sich einander gegenüber. Auf das gegebene Angriffszeichen stürzte sich Blanka, offenbar die Blutdürstigere, auf ihre Cousine und traf sie auf die Wange. Maria versetzte ihr dafür einen Faustschlag, der ihr eine Lippe spaltete. Nach kurzer Rast, während welcher die stark blutende Wunde Blanka's so gut als möglich verbunden wurde, ward der Kampf wieder aufgenommen, wobei die anwesenden Damen Betten für und wider die Duellantinnen machten. Blanka warf sich nun wüthender denn zuvor auf die Gegnerin und machte dieselbe durch einen Hagel von Faustschlägen kampfunfähig. Die amerikanischen Damen verstehen eben keinen Spaß.

So ist, um nur Eines zu sagen, unter den Damen von Chicago die epidemische Sucht ausgebrochen, es den Sportsmen in Allem, also auch im Faustkampfe, gleich zu thun. Die neueste Mode besteht daher darin, daß die jungen Damen eiserne Schlagringe, mit spitzen Zacken besetzt, bei sich tragen. Und schon haben mehrere Zusammenstöße dieser Amazonen mit Männern stattgefunden, in welchen die Letzteren unterlagen. Thatsache ist ferner, daß in Bradley Street auch zwischen Mitgliedern des „zarten“ Geschlechtes Duelle stattfanden, wobei der Schlagring eine so wirksame Rolle spielte, daß neben der Ambulanz, die mehrere Verwundete in's Spital brachte, auch die Polizei am Platze erschien, um Verhaftungen vorzunehmen.

Bei dieser Gelegenheit wurden einige Klubs

junger Damen entdeckt, deren Mitglieder durch- aus der guten Gesellschaft angehörten und sich verpflichtet hatten, stets in Waffen zu gehen, um wenigstens in dieser Hinsicht mit der Männer- welt auf gleichem Fuße zu stehen. Ein polizei- licher Erlaß verbietet indeß auf Grund der ge- machten Entdeckungen den Damen das Waffen- tragen, besonders aber sollen die Duelle und Faustkämpfe den feinen Damen verboten sein.

Da hat es Europa doch noch besser. Hier ist zuvörderst ein Verbot des Frauenduells noch nicht nothwendig gewesen. Freilich die als über- aus heißblütig bekannten Pariser Schönheiten Anna Dobry und Jeanne Kessler waren, als sie — eines Banfierssohnes wegen — erkannten, daß eine von ihnen zu viel sei auf die- ser Welt, nicht nach ihren Nasen, Oh- ren, Zähnen und Haaren, sondern nur nach ihrem Blute lüftern und alsbald einig, sich dasselbe im Walde von Meudon mit- telst krummer Sä- bel abzusapfen. In dem Augenblicke jedoch, in welchem die Klängen sich kreuzten, erschien die Polizei am Platze und ver- hinderte das Blut- vergießen. Ueber- dies wurden die Damen verhaftet und zur Präfectur gebracht. Diese aber war jedoch galant genug, die Amazonen in ein- dringlichen Wor- ten bloß auf die Thorheit eines Duells zwischen Frauen aufmerk- sam zu machen und mit der Er- mahnung, derglei- chen nicht wieder zu thun, zu ent- lassen.

und ehefeuen, sondern auch der scharfzüngigen und tyrannischen Männerwelt ist also um so düsterer, als es bereits Fechtakademien gibt, in welchen Damen in der Führung jeglicher Hieb- und Stichwaffe von anerkannten Meistern unterrichtet werden. Und so fehlt denn nur noch eine Frauenschießakademie, wo Männer den Unterricht ertheilen, um mit Beruhigung sagen zu können, das starke Geschlecht mache es wie die Engländer, welche bekanntlich selbst jenen Völkern Waffen liefern, die sie bekämpfen wollen. Freilich gehen die Söhne Albions aus solchen Massenduellen immer siegreich hervor, von den Söhnen Adams aber, die in Zukunft von Frauen zu einem Stelldeheim auf Degen,

Säbel oder Pistolen geladen werden, dürften die Chroniken nicht immer dasselbe berichten. Im Gegentheil, ein gewisser Shakespeare'scher, die Frauen betreffender Ausspruch wird in nicht ferner Zeit außer Kurs gesetzt werden und man wird nicht mehr sagen: „Schwachheit“, sondern „Heldenstärke, dein Name ist Weib!“

### Händler in den Straßen von Buenos Ayres.

(Mit Abbildung.)

Am rechten südlichen Ufer des breiten, jedoch seichten La Platastromes liegt, 300 Kilometer vom offenen Meere entfernt, Buenos Ayres, früher die Hauptstadt des gleichnamigen Freistaates, seit 1862 aber Hauptstadt der gesammten argenti- nischen Konföderation und Sitz der Regierung. Die Stadt, welche gegen- wärtig eine Bevöl- kerung von etwa 480,000 Köpfen hat, ist in Form eines Rechtecks angelegt und wird durch schnurgerade, recht- winklich sich schnei- dende Straßen in 464 regelmäßige Vierecke getheilt, die aber bei Weitem noch nicht alle ausgebaut sind. Höchst eigenartige Typen aus dem Volke findet man in den Straßen, von denen verschiedene Händler auf unserer Abbil- dung dargestellt sind. So der berittene Milchverkäufer, der gleichfalls zu Pferde seine Kunden be- suchende Gemüse- händler, der an der Ecke sitzende Frucht- verkäufer, neben dem ein auf Arbeit war- tender Lastträger steht. Viel zu thun haben auch die klei- nen Zeitungsver- käufer, denn in Bue- nos Ayres erscheinen nicht weniger als 82 Zeitungen.



Händler in den Straßen von Buenos Ayres.

Ueberhaupt ist wegen Duells an sich bisher noch kein Weib bestraft worden. Nur wegen Beihilfe zum Zweikampfe hat im Jahre 1889 die zweite Strafkammer des königlichen Land- gerichtes München I. eine Gänsehändlerin aus Schwabing, welche zwei paukenden Studenten- verbindungen den Dachboden ihres Hauses gegen eine Entschädigung von 20 Mark überlassen hatte, zu 23tägiger Festungshaft verurtheilt. Die Gänsehändlerin wurde denn auch sofort nach Oberhaus bei Passau geschickt, wo die studentischen Duellanten schon eine geraume Weile darüber nachdachten, daß auch von der unschuldigen Paukerei zum strafbaren Zwei- kampfe nur ein Schritt sei.

Trotzdem lassen es sich jedoch selbst zarte Mädchen nicht nehmen, auf dem Pankboden zu erscheinen und wir kennen Cines, das auf nichts so stolz ist, als auf seine — Mensuren und die dabei erhaltenen Schmissen. Ueberhaupt ist diese holbe Schöne entschieden dafür, daß es den Töchtern Eva's besser anstehen würde, jedes ihnen zugefügte Unrecht und jede Beleidigung, anstatt mit Thränen, mit Blut abzuwaschen, namentlich aber wortbrüchige und treulose Männer vor die Klinge, oder die Mündung der Pistole zu fordern.

Die Zukunft nicht nur der verrätherischen

### Bilder-Räthsel.

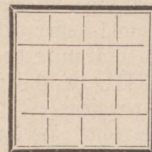


Auflösung folgt in Nr. 42.

Auflösung des Bilder-Räthfels in Nr. 40:

Immer was Neues, selten was Gutes.

### Quadrat-Räthsel.



Wenn man die Buchstaben, welche die Wörter SACHTE, PRINZ und VOKAL enthalten, in der richtigen Weise in die Felder des obigen Quadrats vertheilt, so entstehen in den wa- gerechten Reihen vier neue Wörter, nämlich: 1) ein vorzugsweise zum Schmude benutztes Gefäß; 2) eine Getreideart; 3) eine Pflanze; 4) eine Zahl. Sind alle Wörter richtig gefunden, so nennen die sich in der Mitte des Quadrats kreuzenden Linien (die Diagonalen) einen bekannten Philosophen und Dichter.

Auflösung folgt in Nr. 42. [C. Leo.]

### Auflösungen von Nr. 40:

des Kapsel-Räthfels: 1) Orkan; 2) Nabe; 3) Drangsal; 4) Neger; 5) Uei; 6) Nil; 7) Bier; 8) Herodes; 9) Zabella; 10) Lama; 11) Fischerei; 12) Traube; 13) Besen; 14) Auge; 15) Ungar; 16) Specht; 17) Heide; 18) Alnosien; 19) Leber- wurst; 20) Zell; 21) Eigelt; 22) Noah = Ordnung hilft haus- halten; des Räthfels: Arm — arm.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung  
(W. Schirmer) in Thorn.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.